

Bremer Literaturpreis 2024

Preisverleihung am 22. Januar 2024, im Bremer Rathaus

Teresa Präauer: »Kochen im falschen Jahrhundert«

Laudatio auf **Teresa Präauer**, gehalten von **Dr. Daniela Strigl**

Präauer kocht

Rezept für einen kulinarischen Roman mit sieben Zutaten

Kochen im falschen Jahrhundert ist das eine, Schreiben übers Kochen im falschen Jahrhundert ist das andere. Wie ist dieses raffinierte Buch gemacht? Woher kommt sein ganz und gar eigentümlicher Geschmack? In ihrem vierten Roman, respektive Text, der die zum Glück elastische Bezeichnung Roman trägt, hat Teresa Präauer nicht nur das Kochen, das Essen, das Trinken und die Tischgespräche einer kleinen Abendgesellschaft beschrieben, sie hat die Abfolge der Kapitel durch eingestreute Koch- und Cocktailrezepte und mehr oder weniger unorthodoxe Zutatenlisten strukturiert. Ich will hier versuchen, dem Rezept für dieses Buch auf die Schliche zu kommen. Man nehme also:

1 Pfund Kunstverstand

In unserem Roman, der in Wien spielt, ohne daß die Stadt genannt wird, und der es mit der landestypischen gastronomischen Terminologie sehr genau nimmt, würde es jetzt heißen: „Man sagt hier übrigens nicht *Pfund*, sondern *ein halbes Kilo*.“ Wir aber brauchen ein Pfund, mit dem sich wuchern läßt. Teresa Präauers Kunstverstand verdankt sich einer bildnerisch-literarischen Doppelbegabung. Sie studierte nicht nur Germanistik, sondern auch Malerei am Salzburger Mozarteum, und das erste Aufsehen auf dem literarischen Parkett erregte sie als

Illustratorin von Wolf Haas' köstlichem Kinderbuch „Die Gans im Gegenteil“. Alle ihre Buchcover hat sie selbst gestaltet, auch die bunte Tischlein-deck-dich-Szenerie von „Kochen im falschen Jahrhundert“. In einem Essay bekennt sie: „Dem Papier hat meine erste Liebe gegolten, und sie wird meine letzte sein.“ Sie habe sich „aus dem ephemeren, vergänglichen Material des Papiers einen Beruf fürs Leben gebaut“.

Kunst ist aber nicht bloß ein existentielles, sondern auch ein gesellschaftliches Phänomen. „Kunst kommt von Können oder von Kennen her“, heißt es bei Herder. Und davon, *wen* man kennt, wie man aus Teresa Präauers federleichtem Künstlerroman „Johnny und Jean“ lernen kann. Am Ende kommt Johnny, der Naive, drauf, daß es den „Durchbruch“ womöglich gar nicht gibt. „Es gibt vielleicht nur ganz viele Schritte, einen nach dem anderen. Und manchmal überspringt man einen“, sagt die Autorin – und bekommt zum Beispiel einen bedeutenden Preis, sage ich. Kunstverstand haben heißt auch verstehen, wie Kunst im zeitgenössischen Betrieb aus Gerede entsteht, ob man es *Wording* nennt oder altmodisch *Phrasen*. Für die Tischgesellschaft in „Kochen im falschen Jahrhundert“ ist Kunst wie Design Teil des Life Style und damit Ausweis ihres sozialen Status. „Bilder hingen an den Wänden, gemalt, gekauft, getauscht. Es handelte sich unverkennbar um Kunst.“ Man spricht „über Material und Sprache“, man weiß Bescheid, man kennt sich aus.

„Bei der Bildanalyse hilft es, genau zu sein“, steht in „Johnny und Jean“, und Präauer *ist* genau. Auch als Erzählerin denkt sie in Bildern, beschreibt Tableaus, zeichnet Linien nach. Und macht umgekehrt die visuelle Erfahrung durch Bildbeschreibung zum Text. „Präauer streamt“ lautet der Titel ihrer Kolumne in der Zeitschrift „Volltext“, in der sie sich Filme aller Art zu Gemüte führt und für uns berückend anschaulich macht.

10 dkg Spielfreude

Zehn Deka, wie man in der Stadt der Gastgeberin für hundert Gramm sagt, reichen aus, um dem Ganzen eine luftig-flaumige Konsistenz zu verleihen. Literatur als Spiel und Erzählen als Experiment – die Versuchspersonen tragen keine Namen, sondern Funktionen oder Herkunftsbezeichnungen: die Gastgeberin, der Partner der Gastgeberin, der Schweizer, der Ehemann, die Ehefrau; zu vorgerückter Stunde auch noch der Amerikaner und die Amerikanerin. In drei Anläufen, drei voneinander abweichenden Abläufen wird die Geschichte des geselligen Abends erzählt, von den Vorbereitungen der Gastgeber und dem Eintreffen der Gäste in der schönen neuen Wohnung, bis Variante Nummer drei sich scheinbar durchsetzt – scheinbar, denn am Schluß hat die denkwürdige Einladung offenbar noch gar nicht stattgefunden. „,Wirklichkeit' zwar schaust du nie, / doch es jauchzt die Phantasie“,

läßt Christian Morgenstern seinen Baron von Korf sagen, der mit dem Zollstock zaubert und dichtet. Bei Teresa Präauer scheint der Gegensatz weitgehend eingeebnet: Das Phantasierte kommt nicht minder *wirklich* daher. In Präauers unerhört komischem und drastischem Roman „Oh Schimmi“ ist es der verhaltensauffällige Jugendliche Schimmi Schamlos, der sich mit einer wilden Suada ins Affenkostüm und an die Seite einer unerreichbaren Schönen phantasiert. Zu den Spielregeln von „Kochen im falschen Jahrhundert“ gehören nicht nur die listigen Zutatenlisten, sondern auch eine algorithmisch ermittelte Playlist, die die Ereignisse des Abends dramaturgisch stimmig kommentiert. Wenn der Partner der Gastgeberin, die sich „in Gelassenheit“ übt, das „teure Geschirrtuch aus Kopenhagen“ zum Bodenaufwischen mißbraucht, spielt das Oscar Peterson Trio „Close Your Eyes“, und wenn der zu Besuch weilende Ehemann von einem Disput in der Bar berichtet, singt Nina Simone „Don’t Explain“. Die Gastgeberin „blieb gelassen, das kam vom vielen Üben“. Man sieht: Die Freude am Spiel schließt für Teresa Präauer die Freude am Sprachspiel ein. Nicht von ungefähr adoptiert sie in ihrem Kurztexte-Band „Das Glück ist eine Bohne“ das Klopstock-Wort *Frohsinn*: Diese Spielfreude ist entschlossen gut gelaunt, aber mitnichten harmlos.

2 Stangen Sinnesfreudenfreude

Die Stangen müssen frisch geerntet, fein geschnitten und mit den übrigen Zutaten gut vermengt werden. Es genügt nämlich nicht, Sinnesfreuden zu erleben, man muss auch Freude daran haben, sie in der Kunst zum Leben zu erwecken. In diesem Buch geschieht das nicht nur durch die Beschreibung von Kochprozedur und Menüfolge, sondern auch durch das damit verschränkte erinnerungssatte Zwiegespräch, das offenbar die Gastgeberin, heute jenseits der vierzig, mit sich selber führt. Der erste Kaffee, der erste Salz-Einkauf, von dem schon in „Johnny und Jean“ die Rede ist, die erste Auster. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit der kulinarischen Initiationserfahrungen erzählt die Autorin eine Geschichte vom Erwachsenwerden als Abenteuerreise des Geschmacks: „Am Anfang war die Artischocke.“ – „Blatt für Blatt zupfstest du von der großen Knolle ab“, bis zum „köstlichen Artischockenherzen“, aber das wehrt sich gegen das Verspeistwerden, weil die Anfängerin das Heu nicht entfernt hat: „Diese süße Bitterkeit!“

Von Verlust und Wehmut spricht dieser Geschmacksbildungsroman auch, wenn er vom Aufwachsen auf dem Land und der selbstverständlichen Praxis der Großmütter im Kochen und Bewirten erzählt, die die Enkelin gegen einen Zugewinn von Freiheit und sozialem Status eingetauscht hat. „Irgendwann hatten alle in diesem Freundeskreis begonnen, weder Champagner noch Sekt zu trinken (...), sondern immer nur Crémant.“

Präauer hat ihren Bourdieu gelesen, weil Kunst nicht nur von Können, auch von Kennen kommt; in dieser Geschichte tauchen die *feinen Unterschiede* just in einer polnischen Ausgabe auf.

Ihre 400 Smartphone-Bilder von exotischen und alltäglichen Gerichten erinnern die Protagonistin an die Unmöglichkeit, Geschmäcker angemessen zu beschreiben. Unbeschreiblich etwa, wie die Autorin anderswo festhält, was das erste Schwarzbrot mit Butter nach einer längeren USA-Reise für Zunge und Gaumen bedeutet. – „Und doch bemühen wir uns um Worte. Denn die Münder, sie sind auch zum Sprechen da.“ *Auch*, das heißt wohl: zunächst zum Essen und Trinken. Und zum Küssen. Teresa Präauer macht kein Hehl daraus, daß ihre Forschungsarbeit in Sachen Sinnenfreuden und oraler Befriedigung sich auch auf das Feld der Erotik erstreckt, das wiederum metaphorisch dem saisonalen Obst- und Gemüseangebot viel zu verdanken hat. Ein rechtes Bacchanal muß spätestens nach dem Dessert entgleisen, und schließlich ist Sex auch nur „eine Form des Gesprächs mit anderen Mitteln.“ Teresa Präauer kocht auch nur mit Wasser? Bestimmt nicht: Sie kocht mit Crémant!

1 gerüttelt Maß Ironie (ersatzweise Hintersinn)

Für das Gelingen des Gerichts reichen einzelne als Garnierung eingesetzte Ironiesignale nicht aus, es bedarf eines gestrichen vollen Maßes, dessen Inhalt Sie gleichmäßig über Gegenstände und Personal verteilen. Verschont wird hier niemand, auch nicht die Gastgeberin, die der Erzählinstanz doch zumindest nahesteht. Die ironische Rede ist in der österreichischen Literatur-Küche traditionell beliebt. Allzu große Ernsthaftigkeit wird eher für ein Zeichen von Geistesarmut und Biederkeit gehalten denn für Tiefsinn. Dennoch mutet der Spott, den Teresa Präauer über dieser Runde von Mittelstands-Intellektuellen in der midlife crisis ausgießt, vergleichsweise milde an. Das sind keine zynischen Heuchler, sondern einander einigermaßen freundlich gesinnte Menschen, die sich um eine aufgeklärte Zeitgenossenschaft bemühen, nicht verbissen hyperkorrekt, aber doch verunsichert durch den rasanten Wandel öffentlicher und semiöffentlicher Diskurskultur: „Elite war ein so hässliches Wort, sollte man es nicht durch ein anderes ersetzen?“

Mag der Schweizer als Universitätslehrer vom alten linken Schlag auch kulturpessimistisch raunzen, mag die Ehefrau auch aufdringlich perfekt alles unter einen Hut zwängen, „Ehemann, Säugling, Flirts und Kulturtheorie“, und der Ehemann Flugverbote erteilen, die er selbst nicht einhält – Präauer kann ihre Figuren trotzdem gut leiden, sie schaut ihnen über die Schulter und kommentiert ihr Tun und Lassen mit kritischer Sympathie, auch die Performance der Gastgeberin: „Großzügigkeit und Lässigkeit bestimmten ihr Verhalten für die Dauer des

Abends.“ Hierin steckt eher Hintersinn als Ironie, denn die Gastgeberin ist tatsächlich großzügig und lässig, aber vor allem weil sie großzügig und lässig sein will, und man darf annehmen, daß sie sich dieser Diskrepanz auch bewußt ist. Andererseits fällt es ihr selbst nicht immer leicht, Ironiesignale auszumachen: War das Lob des Ehemanns nun „ironisch oder neidvoll“?

„Kochen im falschen Jahrhundert“ ist ein Konversationsstück, in dem das, was die Sprechenden nicht sagen, mindestens genauso wichtig ist, wie das, was sie sagen. Für die Herstellung von Ironie bedarf es einer gewissen Distanz zu Floskel und Jargon: „Alles gut? Was sollte man auf solch eine Frage auch antworten?“ ... „Wieso sagten die Menschen in letzter Zeit so gern alles gut? Wieso fragten sie: Alles gut? (...) Wo doch eigentlich sehr wenig einfach gut war, fast gar nichts.“ Doch dann fällt der Gastgeberin doch etwas ein: „Nur eine Quiche war gut.“ Das ist nämlich ihr Hauptgericht.

1 Messerspitze Scharfblick

„Man müßte sich angewöhnen, an den Menschen und Dingen vorbeizuschauen“, befand Marlen Haushofer. Teresa Präauer kann das ebensowenig, doch sie dosiert ihren Scharfblick wie die Gastgeberin den Senf in der Vinaigrette und erreicht wie sie „eine subtile Säure und Schärfe“. Sie zeigt uns ein trautes Heim von heute, in dem das angeblich einfache Leben das gute ist, ein Marktplatz der alten Möbel und Werte mit Sinn für neues Design und moralisches Refurbishment. Unter der Tarnfarbe des Unterhaltlich-Kulinarischen wird Ideologiekritik sichtbar. „Kochen im falschen Jahrhundert“ ist ein Abziehbild der Manufactum-Servus-Welt und zugleich deren Karikatur, ein Stück Popliteratur und dessen satirische Verfremdung. Dabei geht die Autorin nicht ideologisch vor, sondern investigativ. In der Melancholie des Aufstiegs zum Bobo, zum bourgeois Bohémien, macht die Inventur kulinarischer Wegmarken die Kluft zwischen dem studentischen Leben in der „Substandardwohnung“ und der errungenen Bürgerlichkeit deutlich, in der die Alvar-Aalto-Vase und das Iittala-Glas mit dem Flohmarktfund friedlich koexistieren. Alle Nostalgie ist mit Ernüchterung gepaart: „Bohème war nur der schönere Ausdruck für finanzielle Mittellosigkeit in Kombination mit kreativer Arbeit.“ Präauer läßt ihre literarische Soziologie auch dem Prekariat der Gegenwart angedeihen: „Lieferdienst Wien“ heißt ihr eben abgeschlossener Fortsetzungsroman in der Wiener „Presse“.

Die Autorin beschreibt das späte Erwachsenwerden auch als Symptom einer Sinnkrise – die noch immer nicht ausgepackten Bananenkisten verraten etwas von der Ratlosigkeit der Gastgeberin, die ihre Prägung durch mitgeschleppte Erinnerungen, Dinge, Gewohnheiten als

Bedrohung für die erkämpfte Freiheit betrachtet. Die Frage nach dem guten Leben ist nicht auf Hedonistische beschränkt. Daß die fragwürdige reale Gegenwart der handelnden Personen dank den modernen Medien quasi in Echtzeit im Netz vervielfältigt wird, inklusive Marketingbenefit, verstärkt noch ihr Unbehagen am Dahinstürmen des Fortschritts: „Es war in den letzten Jahren in Mode gekommen, vom Fernsehen wie von Papyrusrollen aus dem Altertum zu sprechen.“ Unterdessen waren Menschen ohne Internet „für immer zurückgelassen“ worden. „Sie waren ausgeschlossen von der Teilnahme an der sogenannten Gesellschaft, konnten keine Fahrkarten mehr kaufen, keine Flüge buchen (...). Sie mussten ihr Leben im Wald zubringen.“ Was im Text wie ein ironischer Refrain erscheint, treibt ihn in Wahrheit an: die Frage „Was ist Kultur?“

1 Prise Bosheit

In der fein abgestimmten Mischung der Ingredienzen ist diese Prise unentbehrlich. Gerade das Programm umfassender Menschenfreundlichkeit verträgt unbedingt etwas Pfeffer, es gewinnt durch die Würze an Überzeugungskraft. Anders als den flotten Burschen der Pop-Literatur ist Zynismus Präauer fremd, was sie sucht, ist gewiß nicht das Artischockenherz der Finsternis. Aber die eine oder andere boshafte Spitze darf es schon sein, wenn's der Wahrheitsfindung dient. Zum Beispiel: „Es gibt keine Utopien mehr, rief der Schweizer etwas zu laut und zu verzweifelt und schnappte sich den letzten Cracker aus der ersten Schüssel.“ Oder ein anderer Selbstgerechter, der Ehemann als Klimaretter-Ritter: „Eine grüne Gloriole erhellte, während er sprach, sein Haupthaar.“ Oder zum Thema multiple Beziehung: „Seit ein paar Jahren war die Gastgeberin mit ihrem Partner zusammen, der wiederum mit seinem Smartphone zusammen war.“ So gesellt sich zur bittersüßen Artischocken-Grundnote des Buches eine erfrischend streitlustige Schärfe.

1 Schuß Esprit oder Geist

Der krönende Clou, der Materie zu verwandeln vermag. Der Schuß Esprit oder Spiritus oder Weingeist am Schluß. Sicher, Teresa Präauer beherrscht das literarische Handwerk, die Arbeit an der Form, die Rhythmisierung der Textmasse, den Einsatz von direkter und indirekter Rede, das Spiel mit Zitaten, Wiederholungen, Variationen. Doch all das bliebe dumpf und stumpf ohne eine spezielle Pffiffigkeit oder Gewitztheit, die uns in diesem Buch letztlich über den unterhaltsamen Effekt von Erkenntnis belehrt. Eine Autorin, die ihr literarisches Alter Ego einmal von sich behaupten läßt, es sei in einer Bibliothek gezeugt worden, legt den Grundstein für jeglichen Geistreichtum in der externen Anregung, in Lektüren von Karl May bis Hölderlin.

Aber verdankt sich, was wir als Esprit wahrnehmen, nicht viel eher dem verblüffenden Einfall und der Herstellung ungeahnter Querverbindungen? Da ist etwa der Immobilienentwickler, er könnte mit Vornamen René oder auch ganz anders heißen, der sich in die historische Innenstadt eingekauft und diese *entwickelt* hat und von dem gesagt wird: „Diese Form der Entwicklung war nicht zu verwechseln mit jener Entwicklungshilfe, die in den Ländern des globalen Südens geleistet wurde.“

Hang loose lautet der von Präauer zitierte Gruß der Snowboarder – bleib locker! Diese Lockerheit ist eine Grundvoraussetzung für geistige Beweglichkeit, sie bedeutet, sich auch den Kalauer nicht zu versagen, den „kleinen Emailtopf für E-Mails“ beispielsweise, weil beim Blödeln eben oft etwas Gescheites herauskommt. Die Frage des guten und schlechten Geschmacks, an der sich wahre Connaisseurs gern von Emporkömmlingen scheiden lassen würden, betrifft nicht nur Essen, Wohnen, Kleidung und Partnerwahl, sondern auch den Witz, das Bonmot, und man braucht schon einige Souveränität, um sich darum nicht zu scheren.

Zu guter Letzt schreite man im Finish zum Flambieren der Speise, wobei von Nachahmung abgeraten wird (wie überhaupt für das Gelingen des Rezepts keine Garantie übernommen werden kann!): Der Hochprozentige werde entflammt und erhelle uns das große Ganze im Geistesblitz. Oder wie es in Morgensterns Palmström-Lied heißt: „Statt ein schildkrötplumpes Leben / laß uns Blitzstrahl-Chiffren geben.“

Herzlichen Glückwunsch!

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen
c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen
Fon (0421) 361-34560 · eMail: kontakt@ras-hb.de
www.rudolf-alexander-schroeder-stiftung.de